

Ohne Gott vor Gott

Corona und die Sprachlosigkeit der Theologie

Von Hans-Joachim Höhn

Kann man sich auf die Corona-Pandemie einen religiösen Reim machen? Was bedeutet sie für unsere Deutung der Beziehung zwischen Gott und Welt? Was offenbart sie? Diese Fragen sind einstweilen unbeantwortet geblieben. Die von Theologen häufig bemühte Kompetenz zur Deutung der »Zeichen der Zeit« wurde angesichts eines pandemischen Zeitzeichens bisher nicht unter Beweis gestellt. Weithin üben sich die meisten Gottesgelehrten in Zurückhaltung, das Virus als Überbringer einer göttlichen Botschaft zu deuten. Nicht zu Unrecht: Wer aus den säkularen Zeichen der Zeit zugleich etwas religiös Belangvolles herauslesen will, setzt sich der Gefahr eines theologischen Kurzschlusses aus.

Alle Versuche, in der Pandemie mehr zu sehen als ein Übel, für dessen Verbreitung der Mensch verantwortlich ist, gehen zu weit. Sie ist keine Naturkatastrophe, die wie ein Tsunami, ein Erdbeben oder ein Vul-

▶ Mit einem Publik-Forum-Digitalabo können Sie diesen Beitrag anhören: in der App und auf [Publik-Forum.de](https://publik-forum.de)



FOTO: PHOTOCASE DE/BELLUNA

» Der Horizont selbst ist weder nichts noch etwas Endliches, aber er konstituiert gerade dadurch einen Raum, in den der Mensch ungehindert vordringen und in dem er frei navigieren kann

kanausbruch über die Menschheit gekommen ist. Sie ist kein natürliches, sondern ein soziales Übel: Das Virus wird von Mensch zu Mensch übertragen. Seine Ausbreitung wäre kaum so rasch erfolgt, gäbe es nicht eine globalisierte Ökonomie und einen internationalen Tourismus.

Die Pandemie deckt prekäre religiöse Beschwichtigungsversuche auf. Bloßgestellt werden alle hehren, aber hohlen Krisenbewältigungsfloskeln, wie etwa die Beteuerung: »Der gute und barmherzige Gott will nur Gutes. Er ist uns immer nahe – in guten wie in schlechten Zeiten.« Wer mit solchen Versicherungen eine theologische Trost-

kompetenz zeigen will, kaschiert lediglich theologische Ratlosigkeit. Die Verlegenheit, wie angesichts der offenkundigen innerweltlichen Tatenlosigkeit Gottes noch von seiner unbedingten Zuwendung zum Menschen die Rede sein kann, wird mit der trotzigen Beschwörung der Nähe Gottes nicht überwunden, sondern gesteigert.

Vielleicht ist das Scheitern derartiger Versuche religiöser Zeitdeutung aber auch höchst lehrreich. Hier wird ein Schlusspunkt markiert. Der Theologie gehen die Worte und Gründe aus, um Gottes Wirken und Wollen mit einem Geschehen zu verknüpfen, das sich in der Welt ereignet. Sie

muss endlich eine Lektion ernst nehmen, vor der sie immer wieder ausweicht: Wer heute von Gott reden will, steht vor der Herausforderung, Gott mit einer Welt zusammenzudenken, die ohne ihn gedacht werden kann. Wer in der Moderne Gott zur Sprache bringen will, muss rückhaltlos die Autonomie und Säkularität von Mensch und Welt bejahen. Was in der Welt geschieht, ist aus der Welt zu erklären. Für die Beseitigung innerweltlicher Ungeheimheiten ist Gott die falsche Adresse.

Es ist vielmehr an der Zeit, an die Einsichten einer »negativen Theologie« zu erinnern: Wir können nicht von einer Beziehung zwischen Gott und Welt reden, ohne die stets größere Verschiedenheit von Gott und Welt zur Sprache zu bringen. In allem, was wir sind und tun, mögen wir uns auf Gott ausrichten, aber wir können uns in dieser Welt nicht so einrichten, dass Gott selbst zu einem Bestandteil dieser Einrichtung wird. Er nimmt uns nichts ab, was wir selbst zu bewerkstelligen haben. Es bewirkt nichts, was Menschenwerk ersetzt – auch nicht die Eindämmung einer Pandemie. Die einprägsamste Formel einer modernen *theologia negativa* hat Dietrich Bonhoeffer (1906–1945) gefunden: »Wir können nicht redlich sein, ohne zu erkennen, dass wir in der Welt leben müssen – »*etsi deus non daretur*« [als ob es Gott nicht gäbe]. Und eben dies erkennen wir – vor Gott! ... Gott gibt uns zu wissen, dass wir leben müssen als sol-

che, die mit dem Leben ohne Gott fertig werden. ... Der Gott, der uns in der Welt leben lässt ohne die Arbeitshypothese Gott, ist der Gott, vor dem wir dauernd stehen.«

Diese Auskunft erscheint auf den ersten Blick recht trostlos. Anscheinend bestätigt sie die Erfahrung einer epochalen Gottverlassenheit. Zugleich dementiert sie den Gedanken einer Gott losgewordenen Moderne und setzt dagegen: Wir leben im Horizont Gottes – also ohne Gott, aber vor Gott. Gott ist nicht Bestandteil des Lebens, sondern in den Umständen dieses Lebens zu suchen. Gott ist die letzte Umstandsbestimmung menschlichen Daseins. Angedeutet wird dies von Bonhoeffer mit den Präpositionen »vor« – »ohne« – »mit«. Ein Leben *vor* Gott erspart uns nicht, in der Welt *ohne* ihn zu leben und vergeblich mit seinem Eingreifen zu rechnen. *Mit* Gott stehen wir in einer Fernbeziehung.

Bonhoeffers Ansatz kann in Corona-Zeiten eine hilfreiche theologische Zumutung sein. Sich einer Gottesbeziehung zu vergewissern heißt dann, eine »horizontale« Perspektive einzunehmen. Zur Veranschaulichung dieser Sichtweise mag ein nautisches Experiment beitragen: Wer am Meeresufer steht, kann den Blick ins Weite schweifen lassen. In der Ferne zeichnet sich die Horizontlinie ab. Wendet man den Blick auf den Bereich zwischen Strand und Horizont, stellt man fest, dass vor dem Horizont alles ist, was für einen Menschen real

präsent ist. Ob jenseits des Horizontes etwas ist, lässt sich nicht sagen. Um es zu überprüfen, müsste man sich da hinbewegen, wo jeweils die Horizontlinie verläuft. Aber je weiter man auf sie zugeht, umso mehr weicht diese Linie zurück. Das Jenseits des Horizontes bleibt dabei der Bereich dessen, wo für den Menschen nichts ist. Der Horizont selbst ist weder nichts noch etwas Endliches. Vielmehr (unter)scheidet er zwischen dem, was nichts und etwas ist. Zwar markiert er eine unerreichbare Grenze, aber er konstituiert gerade dadurch einen Raum, in den der Mensch ungehindert vordringen und in dem er frei navigieren kann. Er gibt aber weder Kurs noch Richtungswechsel vor. Als solchermaßen den Freiraum menschlichen Daseins und Handelns konstituierend ist der Horizont nie selbst im Raum. Aber er macht räumliches Orientieren möglich. Dies ist auch die Weise, wie man mit ihm zu tun hat. Für alles, was der Mensch an Bord ein- und ausräumt, ist der Horizont jedoch unerheblich. Hier geht alles auch ohne ihn. Dies gilt auch für die medizinische Überwindung der Corona-Pandemie. Sie kommt ohne die Arbeitshypothese Gott aus. Dennoch muss man sich darauf keinen atheistischen Reim machen.

Hans-Joachim Höhn ist Professor für systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Universität Köln.